



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

M.: Museen und Alterthümer in Griechenland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Im Mai 1533 war Anna Boleyn gekrönt. Drei Jahre später, am 19. Mai 1536, fiel ihr Haupt auf dem Schaffot. Mit der Darstellung ihres Processes schließt der bis jetzt vorliegende Abschnitt des Froude'schen Werkes. Die grauenhaften Anschuldigungen, welche gegen Anna erhoben wurden, sind bekannt. In späterer Zeit ist die Frage über Anna's Schuld oder Unschuld eine Parteifrage zwischen Katholiken und Protestanten geworden. Froude hat seine Erzählung ausschließlich auf officiële Urkunden und auf die Berichte der Zeitgenossen begründet. Er ist von Anna's Schuld überzeugt. Wenigstens die Unwahrscheinlichkeit, daß siebenundzwanzig der vornehmsten Pairs des Reiches und mehr als fünfzig angesehenen Männer sich wissentlich an einem furchtbaren Justizmord sollten betheilt haben, hat er genügend nachgewiesen.

Vor Kurzem hat auch Ranke eine Darstellung der englischen Geschichte im Zeitalter der Reformation geliefert. Ihm ist es, seiner bekannten Weise entsprechend, die Hauptsache, die Einwirkungen zu verfolgen, welche England auf die europäischen Verhältnisse ausübte und welche es von diesen empfing. Froude dagegen hat sich vorgesezt, eine Specialgeschichte seines Vaterlandes vom Beginn der Reformation bis zu ihrer gesicherten Durchführung zu schreiben. Er verfolgt auch die Entwicklung der innern Zustände mit der den englischen Historikern eigenthümlichen Vorliebe für das Detail; er schildert mit breiter Farbengebung, zuweilen vielleicht etwas zu ausführlich. Aber durch eine welthistorisch so bedeutende Zeit wie die Heinrichs des Achten, der katholischen Maria und der jungfräulichen Elisabeth wird auch der nichtenglische Leser einem so kundigen Führer gern und aufmerksam folgen.

Museen und Alterthümer in Griechenland. *)

Non so se mi spiego.

Im Jahre 1799 kam Lord Elgin als englischer Gesandter nach Constantinopel. Vergeblich hatte er sich bemüht das Interesse der britischen Regierung auf die Kunstschätze Griechenlands zu lenken, welche durch die schwersten Katastrophen, wie die Belagerung der Venetianer im Jahre 1687, und durch die fortgesetzten Beschädigungen der Türken, welche das schöne Material zum

*) Wie aus den Tageblättern bekannt, ist erst vor Kurzem wieder, vom preussischen Ministerium unterstützt, eine Expedition deutscher Gelehrter, Bötticher und Curtius, nach Griechenland gereist, um an den dortigen Alterthümern, namentlich den Resten der Pallastempel, Studien zu machen, und überhaupt sind die Antiquitäten Griechenlands von der deutschen Wissenschaft noch nicht so vollständig ausgebeutet, als Mancher annehmen mag. D. R.

Haus- und Mauerbau verwendeten, verlegt und gemindert, doch noch in seltenem Reichthum und in einziger Schönheit erhalten waren. Die ungünstigen politischen Verhältnisse gestatteten Elgin kaum, durch einige Künstler und Former, die sich mit einem täglichen Zins den Eintritt in die Akropolis Athens erkaufen mußten, Zeichnungen und Abgüsse von den bedeutendsten dort erhaltenen Denkmälern alter Kunst sich zu verschaffen. Aber kaum waren drei Vierteljahre vergangen, so änderte sich Alles: der Erfolg der englischen Waffen in Aegypten stimmte die hohe Pforte günstiger, ein großherrlicher Ferman öffnete nicht bloß dem britischen Gesandten die Akropolis, um dort ungehindert Zeichnungen anfertigen zu lassen, sondern gestattete auch Gipsabgüsse nehmen, Gerüste errichten, Ausgrabungen anstellen zu lassen und „alle Steine mit alten Inschriften oder Figuren darauf“, welche ihm wünschenswerth erscheinen möchten, mitzunehmen. Lord Elgin benutzte die ihm gegebene Erlaubniß in vollstem Maße. So lange er in seiner Stellung verblieb, waren 3—400 Arbeiter in Athen für ihn thätig; Häuser, welche damals in großer Zahl den Boden des Burgfelsens bedeckten, wurden angekauft und niedrigerissen, um die darunter begrabenen Reste der Kunst des Phidias wieder ans Licht zu bringen, die rings zerstreuten Fragmente der Metopen und des Frieses des Parthenons gesammelt, andere, die noch an ihrem Plage sich befanden, allerdings mit wenig Schonung für das schönste Werk des perikleischen Athen, von dort entfernt, der Rest abgegossen. Das Erechtheion büßte eine Säule und eine der Jungfrauen ein, welche das Gebälk der südlichen Vorhalle tragen; andre Stücke gefelkten sich von anderen Orten dazu. Es war eine Reihe von Kunstwerken, welche den schönsten Theil der schönsten Antikensammlung der Welt, des britischen Museums, zu bilden vermochte, ohne befürchten zu müssen, je diesen ersten Platz unter allen Kunstschätzen des Alterthums zu verlieren.

Dieser „Vandalismus“ mußte sich aber freilich gefallen lassen von allen Seiten auf das Heftigste angegriffen und verfolgt zu werden. Zuerst wußte man allerdings die wiedergewonnenen Schätze noch nicht recht zu würdigen und hatte nicht übel Lust dieselben für späte Nachwerke des hadrianischen Zeitalters auszugeben. Nachdem aber durch die Gutachten der vom Parlament zusammenberufenen Kunstrichter, Männer wie Canova, Visconti, West, eine richtigere Würdigung der Phidias'schen Meisterwerke angebahnt war, da erhob sich ein gewaltiges Geschrei des Neides, eingekleidet in das Gewand sittlicher Entrüstung, „wie von Krähen die den Adler umfräßen“. Und als nun gar das Gespenst der Athene in den verödeten Räumen des Parthenons dem Lord Byron erschienen war und seinen Fluch auf das tempelschänderische Albion geschleudert hatte, da war auch für alle empfindsamen Verehrer der Kunst das Signal gegeben in das Anathem mit einzustimmen, selbst wenn

sie keine Vollblut-Engländer und als solche zum Haß gegen den schottischen Landsmann verpflichtet waren. Heutzutage bemühen sich die Götter und Heroen oder die verstorbenen Menschen in Niniveh und Aegypten, in Syrien und Palästina, in Griechenland und Italien, in Kyrene und Algier nicht mehr, wenn Menschenhände ihre Tempel, Wohnungen und Grabmäler plündern oder in ferne Gegenden schleppen; auch von den Lebenden findet Niemand mehr darin einen Verstoß gegen die Pietät. Oder wer hat es zum Verbrechen gestempelt, wenn die äginetischen Statuen nach München, die Reliefs von Phigalia in das britische Museum wanderten? Wenn aber Lord Elgin ein Gleiches that, so muß es nun einmal ein Verbrechen sein. Und doch hat kein Kunstraub einen entscheidenderen Einfluß auf die Bildung des Kunstgeschmacks ausgeübt, keiner ist für die historische Erkenntniß von der Entwicklung der griechischen Kunst folgenreicher gewesen, als die Herüberführung jener Werke von Athen nach London, von einem Lande, das zu sehen nur Wenigen vergönnt ist, nach dem Mittelpunkt des Weltverkehrs, von der Höhe eines mit dem Auge nur mangelhaft zu erreichenden Tempelgiebels oder aus der Grabesnacht unter den Mauern einer türkischen Barracke oder dem seit Jahrhunderten angehäuften Schutt zu der glänzenden, jedem Auge zugänglichen Ausstellung der Elginsäle des britischen Museums. Auch konnte ja Lord Elgin nicht ahnen, daß das Land, dessen Kunstwerke durch die bilderstürmende Roheit der Türken von Jahr zu Jahr abnahmen oder auf das Schmäblichste verstümmelt wurden, binnen wenigen Jahrzehnten das Joch der Fremdherrschaft abschütteln, seine Bewohner als Erben der alten Hellenen in die Reihe der selbständigen Völker wieder eintreten würden.

Wie aber, wenn Lord Elgin mit sicherem Prophetenblicke seiner Zeit um sechs Jahrzehnte hätte vorausseilen können? Natürlich waren die Griechen nicht die Letzten dem kunstliebenden Briten zu zürnen, und man muß gerecht sein, sie schienen auch am ersten Grund dazu zu haben. Erzählt man sich doch, wie sie auf die schmucklose Backsteinsäule, durch welche Elgin die entführte Karyatide hatte ersetzen lassen, die Worte gruben: „Elgin hat sie gemacht.“ Wenn aber die heutigen Griechen noch immer in den alten Klage- und Zornesgesang mit einstimmen, so haben wir doch wohl ein Recht zu fragen, was sie denn in den mehr als dreißig Jahren ihrer politischen Selbständigkeit für die Sammlung und Erhaltung der ihnen überkommenen Reste der alten Kunst geleistet haben? Wir fürchten, wenn Lord Elgin das vorausgesehen hätte, er würde nicht anders gehandelt haben als er handelte.

Das erste Museum im freien Griechenland befand sich auf der Insel Negina. Als aber Athen zur Residenz des neuen Reiches auserkoren war, ward natürlich das Museum mit hinübergenommen und vermehrte sich rasch durch die zahlreichen Kunstwerke, die der Boden Jahrhunderte, Jahrtausende

hindurch wie einen anvertrauten Schatz treu bewahrt hatte und jetzt, meist ungebeten, durch zufällige Funde, dem Lichte der Oberwelt wieder übergab. Diese Reichthümer aufzunehmen ward der Theseustempel bestimmt, ein prachtvoller wohlhaltener Marmorbau aus den besten Zeiten der Kunst, der im Mittelalter als Kirche des heiligen Georg gedient hatte und in seinem überwölbten Innern den nöthigsten Schutz gegen die Unbilden der Witterung gewährt. Dabei möchte sich denn noch verschmerzen lassen, daß die Beleuchtung der darin aufbewahrten Kunstwerke meist eine höchst ungünstige ist, was freilich das Studium und den Genuß derselben beträchtlich schmälert; schlimmer ist die Ueberfüllung, welche dem der Kunst geweihten Tempel durchaus das Ansehen einer Kumpelkammer, eines vollgepfropften Kellers verleiht. Und doch befinden sich darin Kunstwerke von der größten Schönheit und von hoher Wichtigkeit; eine Marmorplatte mit noch deutlich erhaltenen Resten der ursprünglichen Bemalung zeigt uns das Bildniß des Aristokles, eines Kriegers von altem Schrot und Korn, wie uns Aristophanes die Sieger von Marathon schildert; auf einer großen Reliefsplatte, die beim Bau eines Schulhauses in Cleusis vor reichlich zwei Jahren gefunden ward, erblicken wir die heiligen Gottheiten jener Stadt der Mysterien in den strengen, hoheitsvollen Formen der Kunst zur Zeit des Phidias. Eine Reihe einfacher, aber fein empfundener Grabmonumente führt uns in das Leben der griechischen Familie ein; meist sind es Scenen des Abschieds oder auch des Mahles, bisweilen auch der Toilette, gewöhnlich nur von dem Namen der Verstorbenen begleitet, dem aber nicht selten auch ein liebevoller Spruch, ein sinniges Dichterwort hinzugefügt ist. Unter den Statuen finden wir alterthümliche Ideale, die uns mit den eben erst erwachenden Regungen griechischen Kunstsinnes bekannt machen; dann Statuen von vollendeter Schönheit, Götter und Menschen darstellend, wie sie die höchste Blüthe der Kunst bildete; endlich Belege des sinkenden und gesunkenen Zustandes der Kunst in späteren Jahrhunderten. Alle diese Kunstwerke stehen und liegen bunt durch einander gewürfelt, und kaum ist für den Beschauer Platz genug vorhanden, um die Gegenstände zu besehen, nirgends so viel Raum, daß er aus einiger Entfernung den Gesamteindruck eines der Kunstwerke in sich aufnehmen könnte. Dessenungeachtet ist aber doch die Cella des Theseions der beste und sicherste Aufbewahrungsort für alte Kunstwerke in Griechenland. Schon der hintere Raum, der Opisthodom des Tempels, bietet wegen des Mangels an Bedachung den dort aufbewahrten Monumenten nur geringen Schutz; und fühlt einmal ein neugieriger Antiquar (was selten genug sein mag) das Bedürfniß die dortigen Denkmäler zu besichtigen, so wird an ihm das alte Wort wahr, dem Menschen sei der Schweiß vor die Arbeit gestellt. Denn durch das ziemlich hohe hölzerne Gitter, welches jenen Raum verschließt, führt keine Pforte, sondern auf einer Leiter, welche

der Hüter des Theseions, ein alter Invalide, herbeischafft, klettert man an dem Gitter empor und hat dann die Wahl auf der Höhe desselben balancirend die Leiter nachzuziehen und daran ins Heiligthum hinabzusteigen, oder durch einen kühnen Sprung den Weg sich abzukürzen! Der Rückweg muß dann auf dieselbe Weise bewerkstelligt werden.

In der unteren Stadt, an deren Rande der Tempel des Theseus liegt, ward bei der wachsenden Uebersülle der Denkmäler in diesem letztern ein neues Museum eingerichtet, ebenfalls unter dem Schutze eines antiken Baues, der unter dem Namen der Hadriansstoa am meisten bekannt ist. Eine hohe Mauer von Marmorquadern zieht sich in beträchtlicher Länge hin; eine Reihe vorgekröpfter Säulen, die vor der Mauer stehen, bildet eine Art von Nischen. Hier ist wiederum durch ein hölzernes Gitter von dem Platz, der vor der Stoa sich hinzieht, ein etwa 20—30 Fuß breiter Raum abgeschieden; dies Mal aber bedarf es keiner gymnastischen Anstrengung, sondern der in der Bretterbude daneben hausende Invalide braucht nur aus seinem Schlummer geweckt zu werden, um uns die Pforte aufzuschließen, durch welche wir in das „Museum“ eintreten. Die Anordnung oder Unordnung ist hier genau dieselbe wie im Theseion; auch lasse man es sich nicht verdrießen diejenigen Reliefs, welche dem Beschauer nur ihre geglättete Rückseite zuehren, einmal umzuwenden, da ein eigenthümliches Geschick es gefügt hat, daß grade diese meistens die interessantesten sind. Mit Bekümmerniß klagt der wachthaltende Invalide über den mangelhaften Schutz, den das schwache hölzerne Gitter gegen räuberische Hände gewährt; nicht minder ist es zu beklagen, daß der Mangel der Bedachung die Monumente der Ungunst des Wetters aussetzt. Ist doch ein Grabstein, welcher bei seiner Auffindung das Bild einer verstorbenen Frau, Namens Demokrateia, noch in vollem Farbenschmuck gezeigt hatte, jetzt nur noch an der Inschrift erkennbar, und mit Mühe findet man noch einzelne Spuren des Umrisses heraus; wie durfte man freilich auch solche zarte Denkmäler ganz unbedeckt lassen? Der attische Himmel ist allerdings unendlich viel reiner, als unser nordischer; aber ohne Regen gehts doch auch da nicht ab, und man kann in dem hohen Grase und Gestrüpp, das einen Theil des Bodens in diesem „Museum“ bedeckt, sich unter Umständen recht wohl nasse Füße holen. Schlimmer stehts aber noch im Sommer um die Studien. Die geringe Zahl der Besucher hat den erfindungsreichen Wächter auf die Idee gebracht, die Fleckchen von Erde zwischen den Monumenten zu kleinen Maisanpflanzungen zu benutzen; der hohe Mais verdeckt allerdings die Kunstwerke zum Theil, und der Plantagenbesitzer ersucht den Kunstfreund höflichst seine Pflanzungen zu schonen, aber wer möchte nicht gern in einem Museum diesen kleinen Nachtheil hinnehmen für die Bewunderung eines speculativen Kopfes, der so trefflich das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden gewußt hat?

Wenige Schritte davon steht der Thurm der Winde oder, um eine richtigere Bezeichnung zu gebrauchen, die Wasseruhr des Andronikos. Ein kleiner umgitterter Platz umgibt das achteckige Gebäude, und schon ehe man eingetreten ist, erblickt man eine Reihe von Monumenten in und neben demselben aufgestellt. Aber kein Wächter zeigt sich nah und fern, um die Himmelspforte zu öffnen, bis eine gründlichere, etwa mit Hilfe eines Straßenjungen angestellte Durchsuchung der benachbarten Schnapsbuden zur Aufspürung desselben führt, welcher nun wohl oder übel dem unzeitigen Störenfried folgen muß. Uebler Laune, wie er nun einmal ist, wird er auch wohl Schwierigkeiten erheben dagegen, daß man sich diese oder jene Bemerkung notire; indessen, man zeigt ihm die schriftliche Erlaubniß vor, die er um so tiefsinniger betrachtet, je weniger er lesen gelernt hat, oder man ergreift auch wohl ein noch einfacheres und wirksameres Mittel. *Aurum per medios ire satellites amat* — und wenn es auch nur Kupfer wäre. — Außer einer Anzahl von Grabdenkmälern wird auch eine große marmorne Rechenplatte aus Salamis hier vielleicht unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; und wir werden höchstens bedauern, daß der Schutz des starken Marmordaches nicht noch mehr Monumenten zu Statten kommt.

Die zahlreichen Privatsammlungen, wie sie sich fast bei jedem wohlhabenderen Manne in größerem oder geringerem Umfang befinden, fallen natürlich außer den Bereich unserer Betrachtung. Erwähnen aber müssen wir die Sammlung der archäologischen Gesellschaft. Daß dieselbe in dem anatomischen Theater des Universitätsgebäudes aufgestellt ist, wirft freilich auf die anatomischen Studien an der Hochschule kein günstiges Licht; die Sammlung selbst aber, welche erst in den letzten Jahren durch den Eifer der einheimischen Gelehrten und Alterthumsfreunde, unter Beistand vaterlandsliebender Griechen auch im Auslande, gebildet worden ist, bietet, wie das bei verständiger Leitung kaum anders sein kann, eine bedeutende Anzahl beachtenswerther Monumente meist kleineren Umfangs dar und ist in einigen Zweigen von einer Vollständigkeit, wie kein anderes Museum Europas; die Sammlung ist wohl geordnet und, was besonders zu rühmen ist, in der liberalsten Weise der freiesten Benützung jedes Forschers und Kunstfreundes geöffnet. So vermag sie zu zeigen, was aus den übrigen Kunstschätzen werden könnte, wenn ein gleicher Geist die Verwaltung derselben leitete. —

Südlich erhebt sich über der Stadt der steile Felsen der Akropolis, das alte Heiligthum der Athene. Die Akropolis ist eine Welt für sich; sie hatte der Staat, um den Ausdruck eines alten Redners zu gebrauchen, dergestalt mit den Denkzeichen seiner großen Thaten geschmückt und hatte mit der von der Natur ihr verliehenen Schönheit die des Reichthums und der Kunst im Wettstreit so verbunden, daß sie ganz und gar für ein Weihgeschenk, ja viel-

mehr für ein Bildwerk gelten konnte. Von solcher Herrlichkeit sind zahlreiche Trümmer auf uns gekommen, und es war ein verständiger Gedanke, was innerhalb des Bezirks der Burg gefunden worden ist, hier zu lassen. Aber freilich hätte man es sammeln müssen, nicht hierhin und dorthin verstreuen, wie es geschehen ist. Kaum hat man den Vorhof des Burgraums betreten, so sieht man sich gegenüber einen schmalen Raum zwischen dem Wege und der hochaufragenden Mauer des Simon mit Fragmenten von Marmorreliefs besteckt, die an einen mit weißen Leichensteinen übersäeten Todtenacker erinnern. Wenige Schritte weiter, ehe man das letzte der drei Thore, welche den Zugang zur Burg verschließen, durchschreitet, fällt der Blick links hin, wo in einem Winkel hinter dem Wächterhause der burghütenden Invaliden ein neues hypäthrales Museum in hohem Grade unsre Aufmerksamkeit fesselt. Ein großes Relief von glänzendem pentelischen Marmor zeigt uns eine Mutter, Phrasikleia genannt, mit ihrem Kinde; eine Dienerin steht ihr gegenüber. Dieses außerordentlich schöne Grabdenkmal ward noch zur Türkenzeit gefunden und um es vor der Zerstörungswuth der Türken zu retten, von den Griechen für ein Bild der Mutter Gottes ausgegeben. Mit 1000 Piafern lösten sie es aus und stellten es in der Kirche „der großen Panagia“ auf. Aber während des Befreiungskrieges zertrümmerten die Muselmänner das Relief und vergruben ein Stück desselben mit dem Kopfe Phrasikleias in der Nähe des Parthenons, wo es bei einer spätern Ausgrabung wieder zum Vorschein kam, so daß das Relief bis auf ein unbedeutendes Stück jetzt wieder zusammengesetzt ist. Daneben befindet sich ein alterthümliches Sigbild der Stadt- und Burggöttin Athene, ein merkwürdiges Denkmal der Kunst vor Phidias, und ein nicht minder interessantes Relief aus derselben Uebergangszeit, da die Knoepe der hellenischen Kunst eben aufzubrechen begann, ihre Werke neben Ueberbleibseln einer noch nicht überwundenen Herbigkeit doch schon von Anmuth leise umflossen waren. Und solche Kunstwerke stehen in einem kümmerlichen Winkel, unter freiem Himmel!

Wir steigen die Treppe hinauf zu dem genialen Bau der Propyläen. Rechts ragte auf dem hohen Mauervorsprung der kleine Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin hervor, durch deutsche Landsleute Stück für Stück aus einer türkischen Bastion wieder herausgeschält und nach mehr als zweihundert Jahren zum zweitenmal errichtet. Er beherrscht einen Blick auf die weite bergumkränzte Ebene und das blaue Meer mit der fernen Küste des Peloponnesos, so schön, daß selbst der trockne alte Pausanias in seinem vor siebzehn Jahrhunderten geschriebenen Reisehandbuch für Griechenland sich nicht der Bemerkung enthalten kann, von hier könne man auch das Meer sehen! Die Cella des Tempelchens beherbergt die Fragmente eines schönen Frieses, der einst den Rand des Mauervorsprungs krönte; so lobenswerth es ist, dieselben

in der Nähe ihres ursprünglichen Standortes aufzubewahren, so wäre doch dieser überaus feinen Sculptur eine Bedachung vor Allem zu wünschen. Dieselbe mangelt ebenfalls den sehr zahlreichen Reliefs und Statuen, welche theils in der großen Mittelhalle der Propyläen, theils in der sogenannten Pinakothek, dem einst mit Gemälden geschmückten Nordflügel des Thorbaues, aufbewahrt werden. Freilich ist der Mangel an Schutz von oben nicht das Einzige, was man der Sammlung, namentlich in der Pinakothek, vorwerfen kann; auch die Aufstellung ist eine durchaus klägliche. Am besten sind noch diejenigen Monumente daran, welche in eigens hierzu aufgemauerte Pfeiler eingelassen sind; aber es läßt sich nicht verkennen, daß dies ein höchst mangelhaftes Verfahren ist und höchstens entschuldigt werden kann, wenn dabei ebenso große Sorgfalt angewendet wird, wie hier nachlässig verfahren ist. Die übrigen Monumente, meistens Reliefs und Inschriften, sind in große morsche hölzerne Rahmen sehr mangelhaft eingelassen und so gegen die Mauern gelehnt; einige dieser Rahmen sind umgefallen und die wichtigsten Urkunden, Rechnungsablagen von Behörden des attischen Staates, liegen, wie Augenzeugen versichern, seit Jahren zerstreut, aus den Rahmen herausgebrochen, umgekehrt auf dem Boden herum!

Betreten wir nun das Plateau der Akropolis, den heiligen Bezirk der Athene, so blicken wir auf ein weites Trümmerfeld. Ueberall liegen die zersprengten Reste der einst schönsten Bauten der Welt umher, untermischt mit zahlreichen Inschriftsteinen, Statuen oder Statuenfragmenten, Reliefs. Rechts, auf einer kleinen Terrasse, auf der ein Tempel der brauronischen Artemis stand, ist eine Wand aufgeführt von marmornen Platten, die einst die Deckenfelder der verschwundenen oder entstellten Prachtgebäude bildeten und deren reiche Cassetten noch die mannigfaltigen Muster aufweisen, welche früher in grüner, rother und goldener Farbe strahlend die Bewunderung der Beschauer erregten. In dem dem Wind und Wetter geöffneten Schatzhause des Parthenon steht eine Reihe Reliefplatten von jenem herrlichsten aller Friesen, der den festlichen Zug der Panathenäen in einem mehr als 500 Fuß langen, an immer neuen, immer schöneren Motiven überreichen Bildstreifen darstellte; Metopen schildern den Kampf der Lapithen mit den wilden Kentauren, und auch von den gewaltigen Figuren der Siebelgruppen sind bedeutende Reste, die Lord Elgin's Nachgrabungen entgangen waren, hier aufbewahrt. Aber der Raum, der einst den gesammelten Schätzen des athenischen Bundes Schutz verlieh, ist mit seinen halbzerstörten Wänden, ohne Dach, kein geeigneter Aufbewahrungsort mehr für solche zerstörbare Schätze. Sind denn Werke aus der Werkstatt des Phidias nicht werth, dem Regen entzogen zu werden? Selbst vor räuberischen Händen sind sie hier nicht geschützt; es ist bekannt, wie der Midshipman eines englischen Schiffes dem schönen Jünglingskopf auf einer jener Platten die

Rose abschlug, um diese Beute mit heimzuführen, und diese Barbarei erst zu spät von den Wächtern entdeckt ward. Wie soll man sich aber hierüber wundern, wenn man unten in der Stadt mit ansehen muß, wie die Straßenbuben den reizenden Relieffstreifen, welcher das Denkmal des Lyffrates, die sogenannte Laterne des Demosthenes, umgibt, zum Ziel sich ausersehen haben, um daran ihre Geschicklichkeit im Steinwerfen zu erproben? Und der Wächter? Er wird sich wohl der gleichen Beschäftigung hingeben, wie der Invalide vom Thurm der Winde.

Vor solcher Unbill sind denn freilich diejenigen Monumente geschützt, welche die Fürsorge des Oberaufsehers der Antiquitäten in einer Cisterne unweit des Erechtheions verschlossen hält. Auf den Stufen des Erechtheions bilden noch jetzt eine Reihe von Kunstwerken ein kleines Hypäthralmuseum, vor einigen Jahren aber waren hier, in oder am Tempel, noch mehr dergleichen Schätze aufgestellt, vermittelt eiserner Zapfen wohl eingelassen und besetzt, und unter ihnen befanden sich auch die für die Kunstgeschichte höchst merkwürdigen Relieffiguren von weißem Marmor, welche von dem Fries des Erechtheions aus schwarzem eleusinischen Marmor sich abhebend dem zierlichsten aller Tempel einst zu hohem Schmucke gereichten. Da aber, erzählt eine trübe Sage, kamen Engländer — bekanntlich sind die Engländer in Griechenland und Italien die beständigen Sündenböcke für jeden Kunstdiebstahl, jede Verletzung eines Kunstwerks — und rüttelten an jenen Figuren. Ihre Sicherheit war also gefährdet und sie wurden in jene Cisterne gesteckt. Diese ist schwer zugänglich, indessen durch beharrliches Bitten gelang es mir endlich den Eintritt zu erhalten. Freilich ward mir schon im Voraus gesagt, jene Reliefs würde ich nicht zu sehen bekommen, obgleich sie dort aufbewahrt würden; da aber keine Gründe für diese Behauptung angeführt wurden, gab ich die Hoffnung so leicht nicht auf. Allerdings war ich auf den Anblick nicht vorbereitet, der sich dem erstaunten Blick dort darbot. In dem schmalen Zugang bedeckten ungewendete Marmorplatten wie ein Pflaster den Boden, welche durch die lakonischen Worte „dies sind die Inschriften“ bezeichnet wurden. Aber wie sah es erst in dem Hauptraume aus! Dieser ist ein Gewölbe von bedeutender Länge und nicht unbeträchtlicher Breite, dessen Boden bis zu einer Höhe von 3—4 Fuß mit wild über einander geschütteten Fragmenten von Statuen und Reliefs bedeckt ist! die schönsten und anmuthigsten Werke attischer Kunst, die wichtigsten Documente des attischen Staates werden von den Nachkommen der alten Hellenen wie alte Lumpen und unbrauchbare Topfscherben über einander geworfen, ohne Pietät für deren Kunstwerth oder historische Bedeutung! Unter diesem Trümmerhaufen liegen die zarten Reliefs vom Erechtheion begraben, wo allerdings kein räuberischer Fremder sie fortnehmen wird, aber in welchem Zustande werden sie von dort wieder hervorgezogen

werden? Wer handelte nun übler, Lord Elgin, der die Meisterwerke des Pheidias vor den Türken in Sicherheit brachte, oder die Griechen, welche die Denkmale ihrer Vorfahren entweder dem Regen überliefern oder durch schändlichen Muthwillen zerstören?

Den besten Schutz von allen auf der Burg aufbewahrten Kunstwerken genießen diejenigen, welche in einem modernen Häuschen östlich vom Erechtheion gesammelt sind. Die steile hölzerne Stiege und die Aermlichkeit des ganzen Baues ist freilich der Würde eines Museums wenig angemessen; aber hier haben wir doch wenigstens einen verschlossenen und bedeckten Raum, ja sogar verschließbare Schränke, hinter deren Drahtgittern bemalte Terracotten, zierliche Vasen, Bronzen und dergleichen meist kleinere Kunstwerke aufbewahrt werden. Aber von hoher Stelle ist allen modernen Bauten auf der Burg der Untergang geschworen; die Gebäude hinter den Propyläen, welche einst den fränkischen Herzögen als Palast dienten, sind schon gefallen, ebenso eine Cisterne hinter dem Parthenon, welche früher zahlreiche Kunstwerke beherbergte, und bald wird wohl auch jenes Häuschen am Erechtheion dasselbe Schicksal theilen. Dieses Streben, die Akropolis von den häßlichen Entstellungen späterer barbarischer Zeiten zu reinigen, ist an sich gewiß sehr löblich, wenn nur durch die rücksichtslose Verfolgung dieses Zieles, bevor ein anderes sicheres Unterkommen für die der Zerstörung leicht unterworfenen und daher des Schutzes bedürftigen Trümmer des Alterthums geschaffen ist, nicht diesen die schwersten Nachteile und Schädigungen zugesügt würden. Zuerst also baue man ein Museum oder zwei, eines unten in der Stadt für die nicht von der Akropolis stammenden Denkmäler, eines auf dem östlichen, von den Alten, wie es scheint, nie benutzten Ende der Burg, oder sonst irgendwo in der Nähe derselben, für die Alterthümer der Burg; dann mag man mit dem Reinigungswerke fortfahren.

Dieses Verlangen ist so einfach und durch den dargelegten Mißzustand der athenischen Sammlungen so gerechtfertigt, daß es natürlich auch schon oft ausgesprochen ist. Aber, wird man sagen, die Herstellung eines Museums ist mit bedeutenden Kosten verbunden. Gewiß; aber der Staat, welcher die Erbschaft der alten Hellenen angetreten hat, ladet eine große Schuld auf sich, wenn er so kostbare Theile der Hinterlassenschaft seiner Vorfahren aus Fahrlässigkeit verkommen läßt. Nur ein bißchen weniger Unterschleif bei den Staatsbeamten aller Art von oben bis unten, ein bißchen schärfere Controle, und die Ersparnisse eines Jahres würden mehr als hinreichen, um ein Museum herzustellen. Vielleicht bedürfte es aber nicht einmal dessen. Sicherem Vernehmen nach hat ein hochsinniger Grieche in Petersburg, der keine Gelegenheit vorübergehen läßt, sein wiedererstandenes Vaterland zu unterstützen, schon vor längerer Zeit die Summe von 200,000 Drachmen (fast 50,000 Thaler)

geschenkt zum Baue eines Museums, eine Summe, die allerdings zu diesem Zweck schwerlich ausreicht, aber doch eine schöne Grundlage bildet. Und wenn der Staat nicht in der Lage ist das Fehlende selbst hinzuzulegen, ist da wohl eine Frage, daß andre reiche Griechen im Auslande dem Beispiel ihres Landmanns in Rußland willig folgen würden? Baron Sina, um nur ein Beispiel zu nennen, hat dem Staate die vortreffliche Sternwarte geschenkt, welche den Gipfel des sogenannten Nymphenhügels krönt, und sorgt auch für deren weitere Ausrüstung und die Rußbarmachung derselben durch einen tüchtigen Gelehrten. Baron Sina läßt eben wieder mit sehr bedeutendem Aufwande ein Gebäude für die neu zu errichtende Akademie der Wissenschaften aus glänzendem pentelischen Marmor errichten. Baron Sina sollte nicht die noch weit wichtigere Errichtung eines Kunstmuseums, d. h. die Rettung der kostbarsten Reste alter Kunst und Geschichte, bereitwillig unterstützen und befördern? —

Wenn nun in der Hauptstadt des Landes, in Athen, dessen Boden die edelsten Erzeugnisse echt griechischer Kunst an das Licht gefördert hat, so wenig für die Erhaltung und würdige Aufstellung derselben geschieht, so läßt sich schon vermuthen, daß es an den anderen Orten des Landes wenigstens nicht besser ausieht. Diese Vermuthung bestätigt sich denn auch so ziemlich. Die für die Auffindung von Kunstwerken wichtigsten Orte Griechenlands nächst Athen sind Sparta und Delphi. Das in der Ebene und an den letzten Abhängen der Berge belegene Sparta hatte man im Mittelalter verlassen und mit dem steilen Misthra vertauscht, dessen ungemein geschützte Lage in jenen unruhigen Zeiten größere Sicherheit bot. Auf Veranlassung der jetzigen Regierung ist aber das schwerer zugängliche Misthra jetzt wiederum im Stiche gelassen, und Neu-Sparta blüht wieder an der Stelle der alten Lakonenhauptstadt auf. Bei dem gänzlichen Neubau des Ortes entsteigen natürlich alljährlich unzählige Monumente dem Schooß der Erde; was scheint also einfacher, als entweder ein Localmuseum anzulegen oder die neugewonnenen Schätze nach Athen zu schaffen? Einige wenige Denkmäler finden sich denn auch in einem Zimmer des Rathhauses zusammengestellt, bei weitem die größte Anzahl aber ist in den Privathäusern zerstreut. So kam es, daß ein Werk von kunsthistorischer Bedeutung, welches einen alterthümlichen, bisher ausschließlich aus sicilischen Tempeln bekannten Styl zum erstenmal auch im dorischen Mutterlande aufweist und daher als einen allgemein dorischen zeigt, Jahre lang in der Schlafkammer einer Bürgerfamilie unbeachtet stehen konnte. Und dies ist noch das glücklichste Loos. Meistens werden Statuen, Reliefs, Inschriftsteine in die Mauern der neugebauten Häuser hineingelassen und so dem sichern Verderb preisgegeben; auch zum Pflastern des Flurs werden sie benutzt, und selbst in dem Dunkel eines Wandschranks war eine Inschriftplatte in die Wand

gemauert. — In Delphi sind manche Alterthümer im Hofe des Klosters der Panagia aufgestellt, namentlich das schöne Votivrelief eines Siegers im Wagenrennen; andre Reste sind theils in einem Raume des Klosters aufbewahrt, theils in der Wohnung des „Herrn Aufsehers der Alterthümer“. Diese ehrenwerthe Persönlichkeit war — denn leider ist der Ehrenmann nicht mehr in Delphi — ein früherer Soldat, der einen ausgezeichneten Milchreis zu bereiten verstand und es sofort als sein entschiedenes Anrecht in Anspruch nahm, den „Milordi“ als Koch zu dienen und beim Essen Gesellschaft zu leisten. Geringer waren seine Kenntnisse der ihm anvertrauten einheimischen Alterthümer, über die er sich nicht scheute die allergewagtesten Behauptungen vorzutragen; mit gerechter Entrüstung verbesserte ihn dann sein kundigerer, aber dem Range nach untergeordneter Colleague Matthäos Sohn des Antonios, der sich als ein recht brauchbarer Morgenaufseher erwies, wogegen er nach Tische in einem nicht ganz zurechnungsfähigen Zustand sich zu befinden pflegte. Ganz eigenthümlich und in der That überraschend ist die Art, wie man in Delphi für die Erhaltung wichtigerer Monumente sorgt. Man läßt sie nämlich ruhig an Ort und Stelle in der Erde, wo sie für jede Besichtigung von Neuem aufgegraben, von der Erde befreit und nachher sorgfältig wieder verschüttet werden. Also zu den hypäthralen Museen auch noch unterirdische. In der That, ein einfaches Verfahren, und von trefflichen Resultaten für die unverlegte Erhaltung der Denkmäler! Ein ausgezeichnet schöner Sarkophag ward hier unter der Präsidentschaft Kapodistrias ausgegraben, ganz unversehrt in seiner ursprünglichen Schönheit; durch das häufige Ausgraben und Wiederausfüllen ist es soweit gekommen, daß kaum noch erkennbare Trümmer in jener Grube vorhanden sind, andere Reste befinden sich im Panagienkloster, noch andere sind von „kunstliebenden“ Fremden entführt. Und weshalb ist das Monument nicht nach Athen gebracht worden? Weil es keine Landstraße gibt, auf der ein so schwerer Sarkophag fortgebracht werden könnte; denn die Einsicht, daß die Anlegung von Landstraßen zu den ersten Bedingungen von Wohlstand und Civilisation gehört, eine Einsicht, die sogar die Bourbonen in Neapel besaßen, scheint der griechischen Regierung bis jetzt nur in geringem Maße zu Theil geworden zu sein.

Indessen Cleusis ist mit der Hauptstadt durch eine Chaussee verbunden; zum Verderben der Cleusiner, die auf dieser sich das schöne Relief, dessen oben Erwähnung geschah, nach Athen entführen sahen. Und doch besitzen sie ja selbst ein Museum, sogar ein bedachtes, das Kirchlein des heiligen Zacharias, welches auf die Stelle des alten Triptolemostempels gebaut ist! Als daher der Oberaufseher der Alterthümer seinem Amte zufolge den Cleusiniern ihr Palladion raubte, da gingen die erbitterten Bewohner des Ortes mit nichts Geringerem um als ihn zu steinigen; ein grausamer Vorsatz, den sie Gott

Lob nicht ausgeführt haben, aber im Geiste führen sie ihn doch aus, eine in Griechenland weit verbreitete Sitte befolgend, nach der jeder Eleusinier, wenn er an einem bestimmten Orte vorübergeht, einen Stein auf einen immer wachsenden Steinhaufen wirft unter einer leise gemurmelten Bewünschung gegen den Uebelthäter.

Der Mangel an Wegen verhindert also vielfach die Herüberführung von Monumenten nach Athen, und es ist als ein Glück zu preisen, wenn die Behörde oder der Schullehrer des Ortes demselben nothdürftig Obdach und Schutz verleiht. Aber es ist dies nicht der einzige Uebelstand, welcher die Monumente in den Provinzen bedroht. In einer armen kleinen Ortschaft Messeniens, Konstantini, wollte man vor einigen Jahren die Kirche restauriren und benutzte hierzu ein paar große Steinblöcke von antiker Bearbeitung, die in der Nähe gefunden waren. Nach einiger Zeit aber wurden an diesen Steinen Stücke einer Inschrift entdeckt, deren größerer Theil in der Kirchenmauer versteckt war. Nun gibt es in Griechenland ein vielgepriesenes Antiquitätengesetz, demzufolge kein Aenderer als der Staat eine Ausgrabung anstellen darf mit dem Zwecke Alterthümer zu gewinnen, und ferner dem Staate von allen auf privatem Grund und Boden gefundenen Monumenten die Hälfte des Eigenthumsrechts zukommt. Demzufolge hatte jenes Dorf also nicht allein das Anrecht auf die Steine mit dem Staate zu theilen, sondern war noch obendrein für die eigenmächtig unternommene Ausgrabung von Rechtswegen strafällig. Die Behörden mußten die Steine aus der Kirchwand wieder herausnehmen und die Abführung derselben nach Athen steht in Aussicht, da der Inhalt der Inschrift sich als eine höchst interessante Bestimmung in Betreff der großen Mysterien von Messenien herausstellte. Daß die Regierung dieses Document aus der Kirchenmauer nehmen und in Sicherheit bringen läßt, ist nur zu loben; wenn aber der armen mittellosen Gemeinde, die nicht ohne Opfer die gewaltigen Steine zur nothwendigen Restauration der Kirche herbeigeht hatte, nicht die geringste Entschädigung zu Theil wird, sondern die Steine fortgenommen werden und die neue Beschaffung der Ausbesserung ihr allein überlassen bleibt, ist es da wohl zu verwundern, daß die ungebildeten Bewohner des Ortes sich für ihren pecuniären Verlust nicht mit dem wissenschaftlichen Werth der Inschrift trösten lassen, sondern erklären, in einem gleichen Falle künftig ihren Fund so zu entstellen, daß Alterthum oder Nichtalterthum desselben nicht solle erkannt werden können? Richtet also hier die Regierung mit ihrer rücksichtslosen Einmischung entschieden Schaden an, so wendet sie anderswo nicht die geringste Sorgfalt an, um die schwersten Nachtheile von unberufener Seite zu verhüten. Jahr aus, Jahr ein kommen die Bewohner der Insel Mykonos herüber nach der Nachbarinsel Delos und deren Schwestereiland Rhenea, auf der die Delier, um den heiligen Boden ihrer

Apolloinsel nicht zu entweichen, ihre Todtenstätte hatten, und holen sich, allen Verboten der Regierung zum Spott, aus den weit und breit verstreuten Trümmern der Städte der Lebendigen wie der Todten ihren Bedarf an Marmorstücken, mit oder ohne Inschriften, mit oder ohne Reliefs, wie es sich gerade trifft, um — den Kalk für ihre Gebäude daraus zu brennen. — Noch eine andre Bestimmung des Antiquitätengesetzes, nach welcher kein Rest des Alterthums aus dem Lande geführt werden darf, ist von einer Engherzigkeit, welcher weder die päpstliche, noch irgend eine andre der italienischen Regierungen etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hat, und dabei eben durch ihren Rigorismus unausführbar. Erreicht wird dadurch nichts, als daß heimlich ausgeführt wird, was öffentlich fortzuschaffen nicht gestattet ist, und daß es den so ins Ausland gebrachten Kunstwerken an dem Ursprungszeugniß gebricht, welches für die Erkenntniß des Zusammenhangs, in welchem dieselben geschaffen worden, und daher für die gerechte Würdigung ihres Werthes so überaus wünschenswerth, ja nothwendig ist. In den verschiedenen Museen Europas befinden sich viele Werke, aus deren griechischem Ursprung kein Gehl gemacht wird; wie viele mögen noch daneben dort sein, denen die Illegitimität der Erwerbung dieses Heimathszeugniß entzieht und deren Werth für wissenschaftliche Benutzung durch diesen Mangel bedeutend geschmälert wird! Jeder Fremde nimmt aus Griechenland diese oder jene Reliquie alter Kunst mit in die Heimath; in Aegion, dem einstigen Sitz des Bundesheilthums von Achaja, lagen in dem Keller eines Handlungshauses einige schöne Statuen, in Kisten wohl verpackt, um vorangegangenen Genossen nach England zu folgen: sollte Aegion der einzige Ausfuhrplatz für solche Waare sein? —

Es ist ein Nachtbild, welches wir entworfen haben, aber, wir können es getrost sagen, in keinem Zuge entstellt. Möchte doch die griechische Regierung zur Einsicht kommen, daß um den angedeuteten Uebelständen abzuhelfen zwei Mittel unerläßlich sind: der schleunige Bau eines Museums in Athen, das wahrlich ein dringenderes Bedürfniß ist als die Errichtung eines Akademiegebäudes, und eine verständigere und umsichtigere Fürsorge für die Alterthümer im ganzen Königreich, unterstützt durch ein revidirtes Antiquitätengesetz, dessen Grundzüge längst von einem erfahrenen Kenner der einschlagenden Verhältnisse entworfen sind. Der Staat gestatte einem Jeden, auf eignem Grund und Boden nach Herzenslust Ausgrabungen vorzunehmen, behalte sich aber das Vorkaufsrecht vor; alle Denkmäler von historischer oder nationaler Bedeutung oder von hervorragendem künstlerischen Werth erhalte er ausnahmslos dem Lande, bei denjenigen Werken aber, welche, wie die Grabreliefs oder fabrikmäßigen Grabstatuen, mehr dem Kunsthandwerk als der freien Kunst angehören, und von denen wenige Exemplare fast denselben Werth haben wie die ganze Reihe, jedenfalls genügen, um die Gattung zu repräsentiren, bei

diesen stelle er seine Auswahl an und lasse die übrigen Exemplare ins Ausland gehen, damit der Erlös derselben dem Wohlstande des Landes oder neuen Ausgrabungen zu Gute komme. So lange aber die Regierung fortfährt in der bisherigen Weise den Ruin der Kunstwerke oder die heimliche Verschleppung derselben durch ihre falschen Maßregeln herbeizuführen, so lange dürfen wir den heutigen Griechen das Recht bestreiten, auf Lord Elgin zu schmähen oder auch nur dessen That zu bedauern: mögen sie sich erst der Schätze werth zeigen, welche ihnen die Vorsehung anvertraut hat! M.

Die gute alte Zeit in Rußland.

Schluß des Artikels aus voriger Nummer.

„Endlich aber“, sagt der alte Bauer des Manuscripts, „mußte Satan das gute Betragen Alexis Jurimitsch's doch satt gekriegt haben.“ Eines Tages gab es zwischen ihm und seiner schönen Schwiegertochter eine fürchterliche Scene, welche damit endigte, daß letztere das Zimmer zu verlassen suchte und darüber auf der Schwelle in Ohnmacht fiel. In den nächsten Tagen brach die Natur des Unmenschen in ihrer alten wilden Rohheit aus. Wieder tanzten die Knute und die Ruthe durch das Städtchen, wieder gab es die tollsten Orgien, von Neuem ritt Hobeit die Kelle schwingend das Schnapsfaß, abermals war das Schloß von Zaboria eine große Kneipe.

Unter den Leuten des Fürsten befand sich ein Bandit, welcher, als er bemerkt, daß er allein von seiner Rotte noch übrig, die Wälder verlassen hatte und nach Zaboria gekommen war. Alexis Jurimitsch war dem Manne gut und hatte ihn in seine persönliche Umgebung gezogen. Er war ein vortrefflicher Kundschafter und hielt seinen Herrn wohlunterrichtet von Allem, was im Schloß und Städtchen vorfiel. Eines Tages brachte dieser Räuber dem Fürsten einen Brief, den er soeben aufgefangen hatte; derselbe war von Prinzessin Warwara an ihren Gemahl gerichtet. Hobeit erbrach ihn unverweilt, machte ein finsternes Gesicht, das beim Weiterlesen immer grimmiger wurde, und schritt dann eine Weile mit auf den Rücken gelegten Händen ein Stückchen pfeifend im Hause umher. Am nächsten Tage lief ein Schreiben vom Wojwoden und Gouverneur von Zimogorsk ein, welches einen Besuch dieses